

tations- und Rezeptionsgeschichte zunehmend an Bedeutung gewinnenden Bereich des religiösen Musiktheaters zu steigern.

(November 2003)

Birger Petersen

*Rheinische Sängerinnen des 20. Jahrhunderts. Eine Dokumentation in Wort und Ton.* Hrsg. von Thomas SYNOFZIK und Susanne RODE-BREYMANN. Kassel: Verlag Merseburger 2003. 276 S., Abb., CD (Beiträge zur Rheinischen Musikgeschichte. Band 164.)

Die Forschungsperspektive dieses Bandes ist betont handlungszentriert. Da Frauen in der Operngeschichte als Sängerinnen eine herausragende Rolle spielten, lag es angesichts der allgemein üblichen Marginalisierung von Frauen nahe, ihre künstlerischen Leistungen als Sängerinnen und Gesangspädagoginnen zu dokumentieren. Im Mittelpunkt stehen einhundert Opersängerinnen, die im Rheinland gastiert haben, sowie zwanzig Gesangslehrerinnen, die dort lebten und arbeiteten. Neben allseits bekannten Sängerinnen wie Erika Köth und Edda Moser und Pädagoginnen wie Mathilde Marchesi überraschen Biographien und Tonbeispiele solcher Künstlerinnen, die heute weitgehend vergessen sind. Insgesamt wurde ein wichtiger Anfang gemacht, denn die Mitarbeiter und Mitarbeiterinnen haben eine Fülle von Forschungsstätten aufgesucht (Theatermuseen, Stadtarchive u. a.) sowie entlegene Zeitschriftenbeiträge aufgespürt. Da auch Studierende an dem Projekt beteiligt waren, fallen die Ergebnisse naturgemäß unterschiedlich aus (so konnte in einem Fall die deutsche Schrift einer Sängerin nicht entziffert werden, woraufhin man sich auf die Gehaltsangaben beschränkte). Diese kleinen Schwächen werden jedoch vor allem durch die Beiträge von Thomas Synofzik wieder ausgeglichen, dem die wichtigsten Ergebnisse zu verdanken sind. Er und Susanne Rode-Breymanн vermeiden es, die Untersuchung auf allgemeingültige Folgerungen zuzuspitzen und belassen es bei der Materialsammlung. Besonders aufschlussreich (und vergnüglich) ist eine beigelegte CD mit 99 kurzen Klangbeispielen.

Die Liebe zum Detail und das Bemühen um Sichtbarmachung prägen das ganze Buch, das mit den teilweise rudimentären Quellen, den uneindeutigen Abgrenzungen und der auf Performativität ausgerichteten Betrachtung nach allen

Seiten hin Offenheit dokumentiert. Vor allem Lehrende an Musikhochschulen und Universitäten, die ihren Zöglingen praxisbezogene Forschung vermitteln möchten, können mancherlei Anregung erhalten.

(November 2004)

Eva Rieger

SUSANNE KOGLER: „Am Ende, wortlos, die Musik.“ *Untersuchungen zu Sprache und Sprachlichkeit im zeitgenössischen Musikschaffen.* Hrsg. von Otto KOLLERITSCH. Wien/Graz: Universal Edition/Institut für Wertungsforschung an der Universität für Musik und darstellende Kunst Graz 2003. 247 S., Nbsp. (Studien zur Wertungsforschung. Band 39.)

Der Titel dieses Buchs deutet nur teilweise seine wahre Zielsetzung an. Für Kogler ist die Beziehung zwischen Musik und Sprache wichtig, weil sie die Möglichkeit einer „ethischen“ Dimension im zeitgenössischen Komponieren eröffnet. Ein philosophischer Exkurs, der den Werkanalysen vorangeht, beschreibt, wie sowohl Theodor W. Adorno als auch Ludwig Wittgenstein durch Musik inspiriert wurden zu ihren eigenen Diskussionen über eine Sprache – die Sprache der Kunst –, die die konventionalisierten Beschränkungen der Wortsprache durchbrechen und dadurch die Freiheit und Integrität des Individuums feiern und befördern könnte.

Die hier analysierten Werke aus den frühen 1980er-Jahren – Hans Werner Henzes *An eine Äolsharfe*, Dieter Schnebels *Lied ohne Worte* und *Wölfl-Liederbuch* – stehen zur Wortsprache in ganz unterschiedlichem Bezug. Alle drei aber weisen das auf, was man einen narrativen Impuls nennen könnte. Diese direkte formale Beziehung zur Wortsprache ist, wie die Autorin argumentiert, unausweichlich, wenn die Werke ihr humanitäres Credo vermitteln wollen und hierzu den Hörer auffordern sollen, die eigenen gewohnten Rezeptionsmuster zu durchbrechen. Aber selbst diese Voraussetzung scheint nicht genug, um die gegebene Aufgabe zu verwirklichen, gibt sich doch Kogler große Mühe, nicht allein die Werke im Œuvre ihrer Schöpfer zu situieren, sondern auch ihre eigene Interpretation durch die Bezugnahme auf die Kommentare der Komponisten zu stützen. In der Tat wäre die Autorin keineswegs auf die Äußerungen der Komponisten angewiesen gewesen: Die größte Stärke der Untersuchung liegt nicht so sehr in